

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 3 (1899-1900)
Heft: 12

Artikel: Der Landaufenthalt [Schluss]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdruck verboten.

Der Landaufenthalt.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.
(Schluß.)

Am gleichen Tage war etwas passiert, von dem wieder die neuen Freundinnen, die Ewigmeierin und ihre junge Pflegebefohlene, keine Ahnung hatten.

Madame Lazarus vertrat nämlich die äußerste Linke, welche zu der Idee schwur, daß Frau von Lorikoff nichts mehr und nichts weniger sei als eine Komödiantin, die hier ein Rendezvous abwarte. Zu dieser Ansicht wurde man durch die schauspielerdeutsche Sprache und das Zeitungslesen sowohl als auch durch die Zimmerunordnung und allenthalben zu Tage tretende Nachlässigkeit und Zerstreutheit bewogen. Die Lazarus nahm sich vor, weniger aus Neugier für Frau von Lorikoff, als aus Rache gegen die Ewigmeierin, um jeden Preis das Zimmer der Geheimnisvollen zu betreten, um sich weitern Aufschluß zu verschaffen. Eine Gelegenheit hiezu bot sich leicht, da man den ganzen Tag Zeit hatte, darüber nachzusinnen. Frau Lazarus hielt es geraten, den Versuch nicht auf ihre eigene Verantwortung hin zu wagen; sie wählte zu ihrer Genossin die Freundin Rappenzwang, die keine falsche Ader, um so mehr Gutmütigkeit und Einfalt besaß. Es wurde ein Disputat verursacht über die dünnen Wände und wie man jeden Ton höre von einem Zimmer ins andere. Die Lazarus, die das ihrige neben dem der Fremden hatte, behauptete, man höre dieselbe im Traum reden, man höre das Blättern im Buch, alles und jedes. Es wurde hin- und hergestritten. Frau Röhrlein gab endlich den Schlüssel her, die Experten begaben sich auf ihr Operationsfeld.

Während die einfältige Rappenzwang drüben im lazarusischen Zimmer laut, halblaut und leise reden mußte, fand die Lazarus selbst Gelegenheit, sich mit allem Behagen im Zimmer der Lorikoff umzusehen und ihre Neugierde zu befriedigen. Sie behielt auch die Resultate ihrer Exkursion nicht für sich, sondern sie gab sie drunter den Frauenzimmern zum besten; die Akustik wurde gänzlich darüber vergessen. „Liederlich ist liederlich, aber wie's da droben aussieht, dafür gibt es gar keine Worte mehr. Weißzeug, Stickereien und Strümpfe, falsche Haare und Kiechfläschchen liegen herum, ein Mannsbild tät sich drob schämen. Dazwischen sieht man Preisoisen, als wär's nichts; Zeitungen, Briefe und Eisenbahnbüchlein liegen durcheinander, daß es bei keinem Komödianten so aussehen kann. Aber was mir am meisten aufgefallen ist: Gestern hat sie ein Schnupftuch hier

liegen lassen, mit J. W. gezeichnet; droben sah ich eins mit E. L. und ein Paar Strümpfe mit C. H. Wie passen diese Buchstaben zu den Namen, die sie sich hier gibt?"

Man war wieder um einen guten Schritt vorwärts. Nun durfte man schon etwas ungenierter auch andere Dinge zur Sprache bringen, die man so nach und nach beobachtet hatte und die fast alle dazu dienten, die Fremde in der Kunst der Frauen herabzusezen. Beim Essen nahm sie jeweilen frei und ohne irgend welche Rücksicht oder Redensart das Stücklein, das ihr am besten zusagte; namentlich beim Geflügel hatte man alle erdenkliche Mühe, ihr ein Seitenstücklein zu applizieren, indem sie auf die Schenkelchen wie verseßen war. Die Reden, die sie führte, waren trotz des bestechlichen Gutdeutsch manchmal doch so, daß man sich genug zu verwundern hatte. Einmal fragte sie sogar nach Cigaretten. Von Sinn für Häuslichkeit war auch gar nichts zu bemerken, und die Noblesse wurde höchst zweifelhaft, wenn man bedachte, daß Frau Vorikoff allerdings nicht imstande war, auch die kleinste Nadelarbeit zu verrichten, daß sie aber oft die Wäsche bis auf einen Grad vernachlässigte, daß sogar Wälderliesi die Meinung äußerte, ein ehrlich Dorffind würde sich denn doch schämen, in kostlichen Stiefelchen Strümpfe zu tragen mit Löchern an den Fersen, so groß wie ein badisch Guldenstück. Dass Reichtum vorhanden war, das war nicht zu bezweifeln, aber es stand nunmehr fest, daß die hochedle Frau von Ehrenthal oder von Vorikoff oder wie sie sonst heiße, eben doch, das schlecke keine Gais weg, eine von den Damen sei, die nicht sind, wie sie sein sollen. Die Tugend aber sei mehr wert, wurde einstimmig betont, als Broschen mit blauen und grünen Steinen, und Ohrgehänge so groß wie Zuckerpflaumen; wer nur mit Kettlein und Ringlein prange, der, Gott sei es geklagt, sei nicht wert, daß ihn die liebe Sonne anscheine, und wär's zehnmal eine Königstochter.

Am allermeisten war man auf die Ewigmeierin erboxt, die sich mit der Intimität mit der Adeligen ungeheuer hoch über die andern Städterinnen erhaben wähnte.

Rosine hatte eine böse Nacht zu verbringen. Sie hatte sich bei Zeiten hinauf begeben, weil ihr heute die Physiognomie der Freundinnen und ihr geheimnisvolles Gezischel nicht behagen wollte; sie hatte auch noch ein wenig mit der Vornehmen geplaudert und trat nun, reich an Geheimnissen und Projekten, in ihr Zimmer. Vor allem lag es ihr schwer auf dem Magen, daß sie dem zweideutigsten Menschen von der Welt die Preciosen anvertraut hatte. Der zweifelhafte Ring, den sie als Gegenpfand in der Hand hielt, schien ihr keine Gewähr zu bieten. Dann staunte Rosine vor sich hin, weil ihr von der Fremden gar wichtige Dinge anvertraut

worden waren; sie stand im Begriff, einen Geniestreich zu begehen, wenn nur nichts dazwischen kam, und wenn namentlich Elias nicht widerhaarig war. Aber dafür hatte man ja Pantoffeln. Also wurde, was sonst noch nicht geschehen, an den „lieben Mann“ bei nächtlicher Weile ein Brief geschrieben, auf daß das Schreiben morgen mit dem Frühesten in die Stadt spediert werden konnte. Der Inhalt dieses Briefes war erstens die schmeichelhaft hoffnungsvolle Behauptung, Elias werde am Sonntag glücklich heimgekommen sein, und zweitens, er solle so schnell wie möglich, damit es Freitag abends noch einlaufe, eine ganz namhafte Geldsumme senden; es handle sich um etwas, das sie ihm mündlich mitteilen werde; selbst zu kommen brauche er nicht, das Marschieren bei der Hitze sei ihm nicht zuträglich.

Als Herr Ewigmeier Freitag abends bedächtigen Schrittes nach Hause kam und sich zum Nachessen hinsetzte, da überraschte ihn der auf dem Supperteller liegende Brief seiner Ehetuersten nicht wenig. Daß er unfrankiert war, wunderte ihn nicht; er wagte es auch gar nicht, sich darüber zu ärgern, daß er nun doppelt zu zahlen hatte. Als er indes das grandiose Geldgesuch fand, da wollte er fast auf den Kopf stehen vor Verwunderung.

Die Handschrift war echt, darüber konnte kein Zweifel herrschen; das d mit der Schleife, die einem hungrigen Bettlermagen glich, und das w, das man mit einem Graswurm vergleichen konnte, der in ein saures Kräutlein gebissen, die waren Beweises genug. Und am allermeisten war die Echtheit des Briefes dadurch erhärtet, daß im Postskriptum stand: „Die grünen Böhnlein kann man gut viermal wärmen; Nanette soll sie nur alle Tage wieder in den Keller tragen.“

Elias beschloß, seine Freunde um Rat zu fragen.

Das Resultat lautete dahin, daß Elias sich in dem Entschluß befestigen solle, sich in Zukunft als energischer Mann zu zeigen, der nicht unbedingt zu allem ja sagt, was seiner Frau durch den Kopf geht.

Dieser Entschluß basierte nämlich auf der Heimkehr von jenem Sonntagsausflug, wo bei unerträglicher Julihitze Elias schwerbepackt hatte zur Stadt wandern müssen und wo er in angeheitertem Zustand auf Geheiß der Freunde die gestohlenen Nüpfel wieder unter die Bäume geworfen und den im Paket verborgenen Inhalt an Zuckerstückchen, Kerzenstumpen und Dessert einem armen Kinde gegeben hatte.

Am Tage nach Absendung jenes begehrlichen Briefes blieb Frau Ewigmeier fast ununterbrochen im Saale, weil sie die Nachrichten aus der Stadt mit Ungeduld erwartete. Frau Lorikoff ging ihr nicht von der

Seite; beide Frauen waren ohne Zweifel durch wichtige Geheimnisse aufs engste miteinander verknüpft.

Endlich kam der Postbub mit Briefen, worunter aber der langersehnte für Rosine nicht war. Sie zeterte in allen Tonarten; daß dem guten Elias ein Unglück zugestossen sein könnte, daran dachte sie nicht.

Bald nach dem Postbuben kam — für die Wirtin wie ein Geist — der Herr Doktor Herrenhäuser herein und zwar herausgeputzt, daß es eine Art hatte und daß man sich nur wundern müßte, wo er den Wix aufgetrieben. Grauen Cylinderhut, in Gänswyl etwas Unerhörtes, Nasenklemmer, Brustnadel, mächtige, große Manchettenknöpfe. Er wurde der Hahn im Korb, er, den man sonst so verachtete.

Frau Röhrlein ließ ihm durch Liesi das Gewünschte bringen.

Der Ewigmeierin ward's wohl ums Herz, denn das Etuis hatte ihr nicht übel Angst gemacht. Es kam ihr nun doppelt erwünscht, daß sie vorhin das Ausbleiben des Briefes mit Ostentation behandelt hatte; denn als der Doktor erklärte, er habe eine Kommission an Frau Ewigmeier, da fand man es natürlich, daß Elias nicht zur Feder gegriffen.

Die beiden gingen also ungeniert etwas beiseite; als sie wieder in den Kreis der Uebrigen zurücktraten, sah man Frau Rosinen die vollste Zufriedenheit an.

Der Doktor, der sich nun einmal festgesetzt hatte, sah nicht ein, warum er die noch halbvolle Flasche im Stiche lassen sollte, zumal er die Frau Ewigmeier als Bekannte betrachten durfte; es ging keine zehn Minuten, so war er mit dem Frauenkreise in Gespräche verwickelt und steuerte unentwegt seinem Ziele zu, mit der Fremden bekannt zu werden. Auch dies geriet ihm schneller als er gehofft; denn da er, ohne sich viel zu genieren, Zigaretten zum Rauchen präparierte, da äußerte sich die Lorikoff, wenn sie nur auch wieder einmal so glücklich wäre. Sofort hatte sie die Tabaksbüchse und die Papierblättchen des Doktors vor sich, aber im gleichen Augenblick stoben auch die andern Frauen auseinander; selbst Rosine wagte es nicht, diesen Gräuel anzusehen.

Am gleichen Tage noch stieg der Doktor abermals in die Post, um der Stadt zuzufahren. Die Frau von Lorikoff hatte ihn bis zum Wagenschlag begleitet.

Der Sonntag kam abermals und mit ihm Ewigmeiers wohlversiegelte Geldsendung; Rosine sperrte die Augen auf wie närrisch, als sie nur die Hälfte der verlangten Summe und dafür einen Brief erhielt, worin unzweideutig geschrieben war, daß vierfach aufgewärmte Böhnlein nicht mehr zu genießen seien, daß Elias so lange er lebe, nie mehr Aepfel und Kerzenstumpen heimschleppen werde, und daß er nicht gesonnen sei, mehr

Geld zu schicken, ehe und bevor er wisse, wozu es verwendet werde; seine Freunde seien perfekt seiner Ansicht.

Das letztere kam der staunenden Rosine nicht unerwartet; sie erkannte auch augenblicklich, wo und wann das Komplott ausgebreitet ward, und nahm sich vor, später einmal wie ein Nordlicht dem Kleeblatt heimzuzünden. Für die Gegenwart waren vorerst andere Dinge zu besorgen; vor allem bezahlte sie der Wirtin die auf die Rückseite einer Pfarrwahlkarte geschriebene Wochenrechnung.

Am Abend kam der Doktor aus der Stadt zurück; er hatte lange mit der Lorikoff zu unterhandeln. Im Saale bewegte er sich, als wäre er hier daheim, und ließ sich aufsitschen, was gut und teuer war.

Die Heimeligkeit von Gänswyl schien gänzlich untergraben. Eines misstrauten dem andern. Die Ewigmeierin mußte nun selbst zugeben, daß das vertrauliche, oft fast frivole Einvernehmen mit dem sonst so gemiedenen Doktor anstößig sei; nichtsdestoweniger suchte sie immer und immer wieder unter vier Augen mit ihm zu verkehren. Es sah aus, als ob in wenigen Tagen eins nach dem andern der Heimat zueilen werde; darum machte auch Frau Röhrlein ein schiefes Gesicht. Zufrieden waren allein Gädursli und Wälderliesi, die einer namhaften Erleichterung ihrer Arbeit und ein paar Batzen Trinkgeld entgegengesehen. Darum griff der Dursli der Liesi recht liebeslustig in die Wangen, als sie die kuhwarne Milch bei ihm holte; Liesi dagegen tauchte mit dem Zeigefinger in das für einen Gast bestimmte Milchglas und machte mit dem Schaum dem Dursli einen Schnauz über die Oberlippe.

V.

Endlich schien es wieder gemütlich werden zu wollen im Bade zu Gänswyl. Ganz unerwartet, aber nicht unwillkommen, stand eines Tages ein fremder Herr unter der Haustür und fragte in feinklingendem Gutdeutsch, ob er da wohl für ein paar Tage ein ländlich heiteres Unterkommen finden könne. Sofort leuchtete sein zuthunliches, scherzbereites Wesen nicht nur den Wirtsleuten, sondern auch der strenge prüfenden Frauengesellschaft ein.

Die spärlichen grauen Haare, die gold'ne Brille, die wohlgenährte Gestalt des kleinen Männleins, ja sogar sein niedliches, mit Seehundsfell überzogenes Käfferchen machte einen guten Eindruck.

Als ihm ein Zimmer zugesagt war, da legte er schmunzelnd die Hand auf die Lippen und teilte geheimnisvoll mit, daß sein hiesiges Erscheinen mit einem angenehmen Wiedersehn zusammenfalle; den Landrat Valentin, mit dem er vor nahezu dreißig Jahren in Heidelberg studiert

und der im nächsten Bezirkorte wohnen müsse, den hoffe er hier zu begrüßen.

Bald trat der Ankömmling, nachdem er sein Zimmer in Augenschein genommen, wieder in den Kreis der Gesellschaft. Er war in wenigen Minuten der Liebling der Frauen. Dursli mußte eine Depesche nach dem Bezirkorte befördern, auf daß Freund Valentin heute noch den kleinen Spaziergang nach Gänswyl unternehme. Die Frauen sahen also einem recht geselligen Abend entgegen.

Hansen war des Deutschen Name. Daß er ein Doktor war, sah man ihm schon an der goldenen Brille an, und daß er aus guter Familie stamme, das war an der Manier zu erkennen, wie er „Mahlzeit“ wünschend die Serviette gewandt in einem einzigen Knopfloch befestigte, statt sie mit handhoch hervorragenden Eselsohren um den Hals zu binden wie ein gewisser Chemann und seine Freunde. Ueberhaupt fand Frau Rosine, an diesem Manne könne man etwas lernen, der würde sich nicht einfallen lassen, hemdärmelig in großer Gesellschaft zu erscheinen.

Leider ging die Begrüßung der beiden Freunde hinter der Scene vor sich, denn Herr Hansen war so ungeduldig auf das Wiedersehen, daß er seinem lieben Valentin eine Strecke zu Fuß entgegenging, und als die beiden Herren wieder eintraten, da war der erste Sturm der Freude schon vorüber. Valentin stellte sich selbst den Frauen vor; er bedauerte, seiner Berufsgeschäfte wegen verhindert zu sein, sich öfters in der so netten Gesellschaft von Gänswyl zu zeigen. Die Frauen waren von ihrem Landsmann eingenommen und ließen es sich nun angelegen sein, auch ihrerseits zur Unterhaltung beizutragen. Von Minute zu Minute ward das Plaudern mit dem kleinen Doktor Hansen immer kostlicher. Wie er mit schmeichelnden Blicken und dem gewinnensten Lächeln von der Welt versicherte, so fand er sein größtes Vergnügen darin, die Frauen in ihrem Dialekte und in ihrem erzwungenen Gutdeutsch plaudern zu hören; nicht halten konnte er sich vor Lachen, wenn dieselben die geheimnisvolle Adelige nachahmten, die leider wegen Unwohlseins verhindert war, die Gesellschaft ihres Landsmannes zu genießen. Er ruhte nicht, bis die Abwesende förmlich im Konterfei vor ihm stand und er alles und jedes von ihr wußte, was die Frauen Gutes und Böses zu erzählen vermochten. Valentin wunderte sich, daß sich von so fernher eine solche Dame in das bürgerlich bescheidene Gänswyl verloren und daß er noch nichts von ihr vernommen. Man klärte ihn also auf und ließ es, ein wenig eifersüchtig geworden, auch nicht an der ganz schüchternen Bemerkung fehlen, daß die anwesenden Frauen, wenn sie auch nur ganz bescheiden im gestrickten Ohrentüchlein und in der baumwollenen Pellerine erschienen, so seien sie eben doch Frauen aus Fa-

milien, die ihre Namen nennen dürfen; von der Fremden sei man natürlich über das Nähere noch nicht so sehr unterrichtet. Ritterlich und aus ganz besonderer Neigung zu dem Landsmann der Fremden nahm Frau Ewigmeier die Abwesende in Schutz und erklärte, wenn dieselbe auch ihre Gründe habe, nicht ihre ganze Familiengeschichte an die große Glocke zu hängen, so sei sie doch eine vornehme Dame, und man werde in Gänswyl noch lange von ihr reden, wenn andere Frauen längst vergessen seien.

In der angenehmen Hoffnung, noch manche so unterhaltende Abende mit den beiden Herren zu verleben, empfahlen sich endlich die Frauen; sie konnten doch nicht abwarten, bis die Herren sich erhoben, denn als dem einen von ihnen eine hellgelbe Depesche zugeschickt worden, da bestellten sie zusammen erst noch eine Flasche Wein und vertieften sich in ein ernstes Zwiegespräch. Eine kleine Konferenz mußten die Frauen aber doch noch in der Hausflur halten; da wurde die auffallende Erscheinung hervorgehoben, daß Hansen und die Adelige fast dieselbe Sprache redeten. Sollte er vielleicht der Papa, vielleicht gar der Gemahl der Dame sein?

Naum waren die beiden Männer allein, so änderten sie ihre Sprache; sie rückten in den hintersten Winkel der Wirtsstube und hatten eine Geheimniskrämerei, daß selbst Frau Röhrlein, die vergebens zum excusez Wasser aufs Fliegenpapier schütten wollte, kein Wörtlein vernehmen konnte. Von der Lustigkeit Hansens war nichts mehr zu sehen; er machte ein Gesicht wie ein Buch. Endlich empfahl sich Valentin mit den Worten: Es bleibt dabei. In zehn Minuten bin ich wieder da."

Rosine, in ihrem Zimmer wieder angekommen, freute sich im Stillen, daß sie in Gegenwart des fremden Herrn die Deutsche so rühmlich in Schutz genommen; sei es nun der Gatte oder Papa oder ein weiterer Verwandter, er mußte das unter allen Umständen günstig vernieren. Frau Ewigmeier war eben daran, nach des Tages Last und Hitze sich zum Schlaf der Gerechten niederzulegen, als sie leise an ihre Tür klopften hörte. Entsezt ob dieses späten Besuches, jetzt, wo fremde Männer im Bade logierten, griff die so kluge als ehrbare Frau, um für alle Fälle gerüstet zu sein, nach dem Sonnenschirmchen, ging dann mit Augen voll tapferer Entschlossenheit an die Tür und öffnete sie ein ganz klein wenig. Es war mit dicht verbundenem Kopfe Frau von Lorikoff, die Einlaß begehrte. Rosine ließ die Leidende eintreten. Diese sah sich scheu um und fragte dann hastig, aber leise, ob Doktor Herrenhäuser noch nicht aus der Stadt zurück sei und ob man drunten von ihm gesprochen habe. Rosine machte zuerst der Fragenden Vorwürfe, daß sie ihr bei nächtlicher Stunde solchen Schreck einjage, dann erklärte sie, der Herrenhäuser sei nicht da und man habe kein Wort von ihm gesprochen; es sei auch besser, wenn

er die nächsten Tage ausbleibe, man habe nun viel noblere Gesellschaft, vor welcher sich jener Mensch kaum sehen lassen dürfe. Die Lorikoff blieb wortlos, sie schien betroffen. Jetzt erst fiel Rosine auf, daß sie ein ganz verändertes Benehmen zeige; ihre Wange war zwar verbunden, man sah aber nicht die mindeste Geschwulst oder Entzündung. Als die Deutsche nun gar fragte, ob es wohl nicht möglich sei, heute noch jemand nach des Herrenhäusers Wohnung zu schicken; wenn derselbe auch noch so betrunknen sein sollte, sie müsse notwendig wissen, ob er aus der Stadt zurückgekehrt, da wurde es der Ewigmeierin ganz unheimlich. Von diesen nächtlichen Abenteuern wollte sie um Gotteswillen nichts wissen; sie bat vielmehr die Lorikoff, — es sei ja bald elf Uhr — wieder in ihr Zimmer zu gehen und den hellen Tag abzuwarten. Diese kehrte sich wenig an Rosinens Worte; sie staunte wieder vor sich hin.

Inzwischen hatten sich allerlei Dinge abgewickelt, von denen sich die Gänswyler Badegesellschaft nichts träumen ließ. Nach kurzer Abwesenheit war Valentin im Geleit von noch einigen Leuten, die aber vor dem Hause stehen blieben, wieder gekommen; nun ging derselbe raschen Schrittes zu dem im Gastzimmer noch auf- und abgehenden Hansen hinein. Sie redeten nur zwei Minuten, dann zitierten sie Wirt und Wirtin und erzählten ihnen etwas so Ueberraschendes, daß Frau Röhrlein die Hände über dem Kopf zusammenschlug und schrie: „Joseph und Maria!“ Hansen gebot Ruhe. Röhrlein selbst pfiff in die Luft, stemmte beide Hände in die Seiten und sprach: „Jetzt, Alte, wo ist deine Weisheit geblieben, du Allerweltswiznase? Warum hast du diesen Braten nicht gerochen?“

Es war indes keine Zeit zu verlieren; Hansen ließ die Wirtsleute ein Licht nehmen, um ihm hinaufzuzünden ins obere Stockwerk. Alle vier Personen stiegen wortlos die Treppe hinauf. Vor der Lorikoff Zimmer wurde Halt gemacht, Hansen und Valentin blieben etwas zurück, Röhrlein stand im Mitteltreffen, und seine Frau sollte das Gefecht eröffnen. Erst hustete sie leise, dann lauter, dann putzte sie das Licht, dann hustete sie noch einmal, dann klopfte sie. Es blieb still. Hansen befahl: „Deffnen!“ Valentin nickte Bestätigung. Frau Röhrlein öffnete langsam, langsam, ihr Gefolge kam näher — es war öde und leer im Zimmer.

Fast war's der Frau Röhrlein lieb, daß niemand da war. So schnell gab sich indes der Fremde nicht zufrieden; er sah sich im Zimmer um, als wolle er alles durchbohren. Allerdings ließ das reisefertige Gepäck und das noch unberührte Bett auf eine plötzliche Abreise schließen, aber daß diese noch nicht vollzogen, das schloß der Doktor rasch und sicher aus der Abwesenheit des Herzenstocks. „Sie ist noch im Hause,“ sprach

er; „und daß sie nicht hinauskommt, dafür stehen meine Leute an allen Zugängen; auch ringsum ist alles avisert.“

Fünf Minuten später klopfte es recht herhaft an Rosinens Zimmer. Niemand rief herein. Man kam aber doch herein, und zwar, da Rosine und ihre Freundin angekleidet waren, nicht nur Frau Röhrlein, sondern auch das männliche Gefolge.

Hansen und Valentin traten vor. Ersterer verbeugte sich ein klein wenig gegen Frau Ewigmeier und entschuldigte sich wegen der nächtlichen Ruhestörung, dann sprach er kurz und trocken zu der Frau Lorikoff: „Sie sind in den Händen der Justiz!“

„Elias hilf! Elias hilf!“ schrie da Rosine und warf sich, das Gesicht verhüllend, aufs Sopha. Dann wußte sie nicht mehr, was um sie her vorging.

VI.

Am Tage nach der Katastrophe war's den Gänswylter Gästen, das jüngste Gericht sei hereingebrochen. Während das Röhrleinsche Ehepaar sich mit Vorwürfen überhäufte und die Frauen insgesamt aus einem Zimmer ins andere, dann wieder in den Saal und durch die Gänglein und Gäßlein huschten, lag Rosine frank im Bette, mutterseelenallein auf ihrem Zimmer und wartete auf den Tod. Den Schrecknissen der Nacht folgten die düstern Gewitterwolken der Vermutungen und Ahnungen.

Röhrlein predigte seiner Gattin zehnmal dasselbe: „Da hast du's jetzt! Hörst das Gras wachsen, riechst die Vornehmheit der Leute aus den Halstüchlein, und wer keinen Rappen kriegt, das sind wir. Valentin hat's gesagt: nicht einen zerrissenen Handschuh, nicht ein Böglein Postpapier dürfen wir zurückhalten; alles kommt ins Bezirksgericht. Und ich habe den untetägigen Diener spielen dürfen, der Komödiantin zum Gefallen. Mir soll noch einmal . . . !“

„Wärst du ein Wirt,“ fuhr ihm die teuerste ins Wort, „so hättest du die Augen offen; ich hab' in der Küche zu tun, ich kann nicht überall sein. Was nützt es denn, den halben Tag die Zeitung in der Hand zu haben und drein zu gaffen, wenn du doch nie weißt, was drin steht?“ So ging das Kreuzfeuer, laut genug, daß man's im ganzen Hause hören konnte.

Als Liesi den Kaffee ins Krankenzimmer der Frau Ewigmeier brachte, da nickte diese lebensmüde mit dem Kopf und meinte, von Kaffee oder Butter oder Honig sei gar nicht die Rede, Liesi solle Frau Rappenzwang bitten, ein wenig heraufzukommen. Das Mädchen wollte somit das Frühstück wieder abtragen, doch die Kranke wehrte es ihm, es solle dasselbe einstweilen nur stehen lassen, sie wolle sehen, ob sie sich zwingen

könne. Und sie zwang sich; sie dachte, wenigstens ihr Leben noch so lange kümmerlich zu fristen, bis Elias erschienen, den sie citieren wollte.

Vorerst kam jedoch Madame Röhrlein mit der Frage, ob es vielleicht gestattet sei, daß der Herr Justizrat Hansen und Doktor Valentin einträten. Rosine empfahl sich Gott, schloß die Augen und sagte ja. Die Herren kamen und verlangten in höflicher Form, daß Frau Ewigmeier alles und jedes, was sie schenk-, pfand- oder kaufweise von der Fremden in den Händen habe, freiwillig herausgabe; hierdurch werde sie sich viele Unannehmlichkeiten ersparen. Rosine meinte, jetzt spüre sie erst recht des Todes knöcherne Hand; sie erklärte der Wirtin, wo sie suchen müsse. Auch das war nicht genug, sie mußte noch einen ganzen Katechismus voll Fragen beantworten, was sie für die Schmucksachen gegeben, was sie sonst noch bei der Fremden von Wertsachen gesehen, und was diese für Vorwände gebraucht, um die Preciosen, die feinen Taschentücher u. s. w. zu veräußern. Die Fragen und Antworten nahmen nicht eher ein Ende, als bis die arme Kranke keinen Atem mehr fand, und nur noch Seufzen und Zammern von ihr zu vernehmen war. Alle Effekten wurden in ein Handkofferchen gepackt und dieses verschlossen; von Wiedersatz des ausgelegten Geldes sprach kein Mensch ein Sterbenswörtchen. Trotz ihres Leidens vernahm Rosine noch, wie Hansen unter der Tür, indem er einen letzten Blick auf das Krankenbett warf, etwas zu Valentin murmelte von „Rahel und Kamelssattel und Gözenbildern“. Sie verstand den Zusammenhang augenblicklich, doch mußte sie den Ärger verschlucken, denn die Tür verschloß sich bereits hinter den Gerichtsleuten. Wenige Minuten später hörte sie das Chaislein den holperigen Weg hinabrollen; es entführte auch mit der neugewonnenen Freundin deren sämtliche Schätze. Rosine wandte sich um und biß, um keine Krämpfe zu bekommen, inbrünstig in den kühlssten Zipfel des Kopfkissens.

Im Speisesaal war man unterdessen über den Zusammenhang der ganzen Geschichte genügend aufgeklärt worden. Valentin setzte alles auseinander. Die Verhaftung des Herrenhäusers in der Stadt und die gleichzeitige Untersuchung seiner Wohnung waren schon gestern Abend erfolgt. Sobald Hansen und Valentin den telegraphischen Bericht in der Tasche hatten, daß der Mensch untrüglich als Diebshehler festgenommen sei, und daß die von ihm in einem Goldschmiedladen offerierten Schmucksachen identisch seien mit solchen, deren Verzeichnis Hansen bereits seit Wochen bei sich führte, so konnte man auch die Fremde als diejenige arretieren, die, längst steckbrieflich verfolgt, erst kürzlich wieder in Wiesbaden und auf einem Rheindampfer großartige Effektendiebstähle unternommen hatte. Josephine Nelke war ihr Name; der Adel war Zutat. Sie hatte der Frau Ewig-

meier nur geringere Objekte gegen wenige hundert Franken überlassen, den Doktor dagegen erwählt, ihre Beute gegen gute Provision in bares Geld umzusetzen. Da sie sich verfolgt wußte, so mußte sie notwendig größere Geldbeträge flüssig machen, um eventuell größere Kunstreisen unternehmen zu können. Der Herrenhäuser war aber schon längst bei der Polizei der gesamten Umgebung als anrüchig signalisiert; seine östere Betrunkenheit machte es leicht, ihn der Justiz zu überliefern.

Das meiste von allem dem wollten die Frauen längst gehaßt haben; sie hatten es schon lange vorausgesehen, daß die Adelige sich als eine durch und durch grundverdorbene Person enthüllen werde und daß ihre Vornehmheit nichts sei. Der Frau Röhrlein machte man Vorwürfe, daß sie trotz ihrer Vorsätze dem Erzlumpen, dem Herrenhäuser, Zutritt ins Haus gestattet; die Angegriffene, nun doch einmal über die ganze Welt im Aerger, gab's den Frauen dreifach zurück und erklärte, sie hätten es auch nicht verschmäht, sich von ihm den ganzen Abend lang Stadtneugkeiten erzählen zu lassen. Liesi mischte sich auch drin; sie meinte, eine Madame, die Papiercigarren von diesem Kerl annehme, sei nicht wert, daß sie mit ehrlichen Leuten aus der gleichen Schüssel essen dürfe, übrigens habe sie trotz des vornehmen Kleidergeruches so schmierige Wäsche im Koffer, daß Seiltänzer und Zigeuner nicht schlechter bestellt seien; die Frau Ewigmeier, schloß das resolute Dienstmädchen, werde jedenfalls lange sparen und manches Kerzenstümpchen heimschleppen müssen, bis sie aus dem Schaden sei. Jetzt erst fiel es Liesi ein — solche Verstreuung war an diesem Schreckenstage erklärlich — daß sie die Frau Rappenzwang zu der Sterbenden citieren sollte. Letztere griff mit stummer Ergebung nach dem Strickstrumpfe, machte ein noch faltenreicheres Gesicht, nickte gedankenschwerer mit dem Kopfe und ging, wohin sie berufen war.

Längst schon hatte Rosine geharrt und gepaßt. So allein gelassen zu sein im letzten Stündlein, vergessen von Gott und der Welt, verraten und verkauft von den besten Freundinnen, das tat ihr denn doch wehe. Elias, dachte sie, der sitze nun bequem im Bureau und lasse sich's wohl sein hinter seinem Pult; an ihre Schmerzen, an ihre Todesqual denke er nicht. Und doch sollte sie ihm ihre Sünden gestehen und ihn als Chef des Ehepaars um Verzeihung bitten. Sie — ihn!

Endlich kam die Rappenzwang. Sie sprach mit den aufrichtigsten Worten ihre Teilnahme, ihr Entsetzen aus und versicherte die liebe Kranke, daß sie ihr unbedingt dienstbar sein wolle, sie möge nur wünschen und befehlen. Dann zählte sie, um wie viel Umläufe sie sich am Strumpfe verirrt hatte, richtete das Strickzeug neu und schickte sich an, der Freundin Klagen zu vernehmen. Diese schüttete denn auch ihr Herz aus, daß die

treue Pflegerin schon nach wenigen Minuten wieder zählen mußte . . . dreizehn . . . fünfzehn! . . . „Man weiß ja,” sprach Rosine, „daß ich das beste Herz von der Welt habe und daß ich nun einmal in Gottes Namen niemand in Kummer und Sorgen sehen kann; ich habe schon Gutes getan, kein Mensch wird es je erfahren, und nun muß mir das passieren!“

„Einundzwanzig, zweiundzwanzig,” murmelte die Freundin.

„Dass ich um unerhörte Summen betrogen wurde und noch dazu in schlechten Ruf komme. Wenn jetzt die Welt nicht bald untergeht, so weiß ich auch nicht, wer denn eigentlich regiert. Ich habe ja im Traume nie daran gedacht, einen Gewinn aus der Sache zu ziehen, aber ich habe mich doch sicher stellen müssen; mein Mann, der Elias, ist ja der Herr im Hause und er schaltet mit Geld und Gut, nicht ich.“

Nach diesen Präludien bat Rosine die Staunende, die denn doch endlich aufs Weiterstricken verzichtete, Tinte und Feder zu nehmen und in ihrem Namen dem Elias zu schreiben; sie wolle den Brief dictieren.

Das war der Rappenzwang denn doch unerwartet. Sie entschuldigte sich, daß sie seit dem Welschland, wo sie in den Zwanziger-Jahren gewesen, gar wenig zum Schreiben gekommen sei. Doch Rosine ließ keine Entschuldigung gelten; sie instruierte die Gute, sie möchte ein wenig Wasser in das Tintenfäßchen schütten und dann — es sei noch ein Satz darin — mit einer Stricknadel oder einem gebrauchten Bündhölzchen tüchtig umrühren; die Feder sei in einem violetten Chokoladenpapier in der obersten Kommodenschublade, das Postpapier müsse unter der obersten Sonntagschemisette liegen; sie solle den Rand nicht zu breit machen.

Endlich waren die Siebensachen beieinander; die Rappenzwang setzte sich an den Tisch, unter dessen hotelgemäßes Wackelbein sie ein zusammengefaltetes Fadenwickelchen geschoben. Nun ging's an; Rosine dictierte, die Rappenzwang schrieb.

Fast bis zur Essenszeit dauerte die Sitzung. Dann bedankte sich die Kranke viel tausendmal, und die Rappenzwang, plötzlich zur geheimnisvollen Hauptperson des Bades avanciert, machte sich auf die Reise nach dem Postbureau, denn sie wollte eigenhändig den Brief in den Schalter werfen. Als sie das lichtgrüne, von der Sonne etwas gelblich gefärbte Schirmchen aufspannte und das inhalts schwere Schreiben in der Hand hielt, da fühlte sie es doch recht sehr, wie schön es sei, andern gefällig zu sein und Gutes zu tun, statt Koffern zu stehlen, fremdes Geld zu verprassen, Tabak zu rauchen und im Chaislein mit dem Landjäger davon geführt zu werden. Dafür war sie auch die bescheidene Trinette Rappenzwang und durfte in der Kirche neben den vornehmsten Frauen sitzen, es

konnte niemand etwas dagegen haben. Das waren ihre süßen Gedanken, und sie freute sich ihrer Tugend und Gerechtigkeit und warf den Brief, nachdem sie die Adresse noch ein paarmal gelesen, recht frohmütig in den Schalter. Wenn nur alle Leute so gewissenhaft wären!

Elias saß im Bureau und führte pflichtschuldigst und gewissenhaft die Feder im Dienste seines Prinzipals. Durch einen Sensal war schon gestern die Nachricht überbracht worden, daß der Herrenhäuser als Hehler in einer großartigen Diebstahlsgeschichte arretiert sei, und daß das stille Dorfbad Gänswyl eine höchst gefährliche Hochstaplerin beherbergt habe; heute war man auf weitere Mitteilungen gespannt. Elias bedauerte es, daß seine Frau nicht besser mit der Feder umzugehen wisse, sonst hätte sie ihm gewiß schon brieflich das Neueste zukommen lassen. Wie erschraf aber der gute Mann, als ihm Nanette, seine Köchin, einen aus Gänswyl datierten, von fremder Hand geschriebenen Brief aufs Bureau brachte! Der Inhalt lautete, wenn er Rosine noch lebend anzutreffen gedenke, so solle er sich schleunigst auf den Weg machen, sie sei so frank, daß an ihr Aufkommen kaum mehr zu denken sei.

„Rosine, Rosine!“ stöhnte Elias.

Der Urlaub ward augenblicklich gewährt. Vor Schreck konnte der arme Mann seine baumwollenen Ueberärmel kaum aufknöpfen; ein Lehrbub wollte helfen und zerriß das Schnürlein. Unterwegs kehrte der Geängstigte schnell bei Hinkeldei an, den er auch richtig hinter dem Ladentisch traf. Der erschrockene Freund erkannte sofort, daß Elias die Farbe verändert habe und daß etwas Erschreckliches passiert sein müsse; als er den genügenden Aufschluß erhalten, versprach er hoch und teuer, daß er sowohl als die Freunde, dafür stehe er mit seinem Kopfe, übermorgen, am Sonntag, unfehlbar nach Gänswyl eilen würden, wo sie vielleicht in diesem oder jenem Stück behülflich sein könnten.

Von einem Mittagessen war keine Rede. Die Reise im Postwagen war eine jammervolle; immer mußte er sich sagen: „Lebt sie noch? Kennt sie mich noch? Die gute Rosine!“

Endlich war es überstanden. Aschgrau vor Angst und Sorgen, matt vor Hunger und Durst, langte Herr Ewigmeier an der Gänswyler Poststation an. Sofort sah er mit seinem spähenden Blicke, daß drüben im Bad an den Fenstern seiner Geliebten die Vorhänge dicht gezogen waren. Eine freundliche, liebevoll weinerliche Stimme sprach da: „Kommen Sie endlich, Herr Ewigmeier! Wir waren in Todesängsten? Es war die herzensgute Trinette Rappenzwang, die von Rosine express hieher gesandt worden war, um den ankommenden Gemahl vorzubereiten. Während nun beide dem Bade zuschritten, erzählte ihm die Freundin, wie die fürchter-

liche Geschichte mit der schwarzen, ehr- und pflichtvergessenen Erzdiebin die gute Frau Ewigmeier fast unter den Boden gebracht, man kenne sie nicht mehr, sie sei nur noch ein Schatten. Dann blieb Trinette ein wenig stehen, Elias desgleichen, und nun band sie ihm in beschwörendstem Ton von der Welt aufs Herz, er solle, möge die Diebgeschichte lauten wie sie wolle, nur um Gottes willen jetzt seiner Frau keine bösen Worte geben und nicht rechnen mit ihr; er solle froh sein, wenn sie nur einigermaßen wieder zu Kräften komme. „Was ist doch Geld und Gut,” schloß die Rappenzwang, „wenn es sich um ein Menschenleben handelt!“

Elias wußte nicht, wie ihm geschah. Zu heftigen Worten war er ohne dies zu schwach. Auf einmal sah er sich im halbdunkeln Krankenzimmer.

Die Rappenzwang blieb respektvoll an der Tür; sie mußte es schon darum, daß man ihre Tränen nicht sah, denn es war gar zu kläglich, wie das Ehepaar sich wiederfand.

„Rosine, liebe, stirb mir nicht!“ rief Elias voll Liebe und Wehmut.

Sie aber stöhnte nur schwach: „O Elias, mit mir geht's böse.“

Es stellte sich heraus, daß Frau Ewigmeier an Magenkrämpfen, an Schwindel und Beengung und noch an vielen andern Krankheiten litt, die sie gar nicht einmal nennen konnte. Elias versprach, bei ihr zu bleiben. Er setzte sich auch an ihr Bett und blieb bis zum Dunkelwerden, dann fühlte er sich selbst so schwach und hinfällig, daß er krank zu werden fürchtete. Es fiel ihm zwar ein, daß er nichts zu Mittag gegessen, doch schien es ihm wie ein Frevel, jetzt ans Essen zu denken, wo seine Frau so leiden mußte. Endlich verständigte man sich zu einem spärlichen Nachessen.

Die Rappenzwang rüstete opferfreudig ein Nachtlichtlein; Elias legte sich aufs Sopha und wollte getreue Nachtwache halten. Rosine ließ es geschehen, dagegen wollte sie von ärztlicher Hilfe durchaus nichts wissen; sie wollte nun am Arzte absparen, was sie an der Diebin verschleudert hatte.

Endlich war das Paar allein, jedes krank und jedes um das andere besorgt. Nach vielem Seufzen fragte die Frau ihren Gatten, ob man ihm drunten in der Wirtsstube schon von der schrecklichen Geschichte erzählt.

„Nichts weiß ich und will nichts wissen; erwiderte Elias; „kümmere dich um nichts, werde nur wieder gesund.“

„Aber was mir selbst passiert ist, das ist ja das Allerärgste.“

„Mach' dir keine Sorgen! Was ist Geld und Gut gegen die Gesundheit und ein Menschenleben?“

„Aber ich bin um alles gekommen!“

„Es ist ja noch mehr daheim!“ tröstete Elias, „schlaf' doch jetzt nur, und für das andere las' mich sorgen.“

Am Samstag Morgen fühlte sich Frau Ewigmeier bedeutend wohler; Elias dagegen war wirklich leidend. Der Schreck, der Hunger und die Schlaflosigkeit hatten den Mann, den alles Außergewöhnliche doppelt anpackte, gewaltig zerrüttet. Er war aber feinfühlend und sagte seiner Frau kein Wort von seinem Unbehagen, doch wünschte er von ganzem Herzen, daß der Sonntag bald seine Freunde bringe. Im Verlauf des Tages hatte Rosine ihrem Gatten die ganze Geschichte, so weit sie es für gut fand, mitgeteilt; sobald er wußte, daß sie um all ihr Geld gekommen und daß seine damalige Sendung gegen Pfänder in die Hände der Josephine Nelke gewandert, und daß alle diese Pfänder dem Gerichte verfallen, so begriff er, daß Rosine frank werden mußte. Er tröstete sie, so gut er konnte und ließ kein rauhes Wörtchen hören.

Das tat ihr wohl im Innern; sie fühlte, daß er denn doch ein herzensguter Mann sei und nahm sich vor, in Zukunft ein wenig anders gegen ihn zu handeln. Als er sich über das Bett beugte, und sie ihm den leidenden Zustand ansah, da flüsterte sie: „Du bist doch ein gutes Männchen; ich habe gemeint, du werdest böse sein. Du bist halt mein lieber Elias!“

Da kamen ihm ob solcher gold'nen Worte Tränen in die Augen, und er sprach: „Und du bist meine liebste Rosine.“

So lieb waren sie einander schon lange nicht mehr gewesen; darum fasste er sich ein Herz und erzählte ihr, wie auch er gesündigt und vor drei Wochen auf Geheiß der Freunde die Npfel weggeworfen und den Inhalt der Stearinkerzenfutterale an ärmere Kinder verschenkt, weil er das vierckige Paket nicht mehr habe tragen wollen. Auch sie verzieh ihm und erklärte feierlich, sie werde in Zukunft ganz gewiß nicht mehr so sein wie bisher, sie habe es nun teuer genug bezahlen müssen.

VII.

Der Sonntag kam. Rosine kleidete sich wieder an; sie war entschlossen, mit dem heutigen Tag ihren Landaufenthalt zu beenden und mit Elias gemeinsam im Chaislein heimzufahren.

Die Bitte Rosinens, den sonntäglichen Mittagstisch zu vermeiden, fand Elias ganz begreiflich; es war ihm selbst lieber, mit der Wiedergeborenen unter vier Augen zu bleiben. Sie erlaubte ihm dagegen, nach Tische, während sie das Gepäck ordnete, mit seinen Freunden, wenn sie wirklich kommen sollten, den Kaffee zu trinken; überdies mußte er noch in ihrem Namen ins Pfarrhaus, denn selbst dort hatte Rosine in ihrer

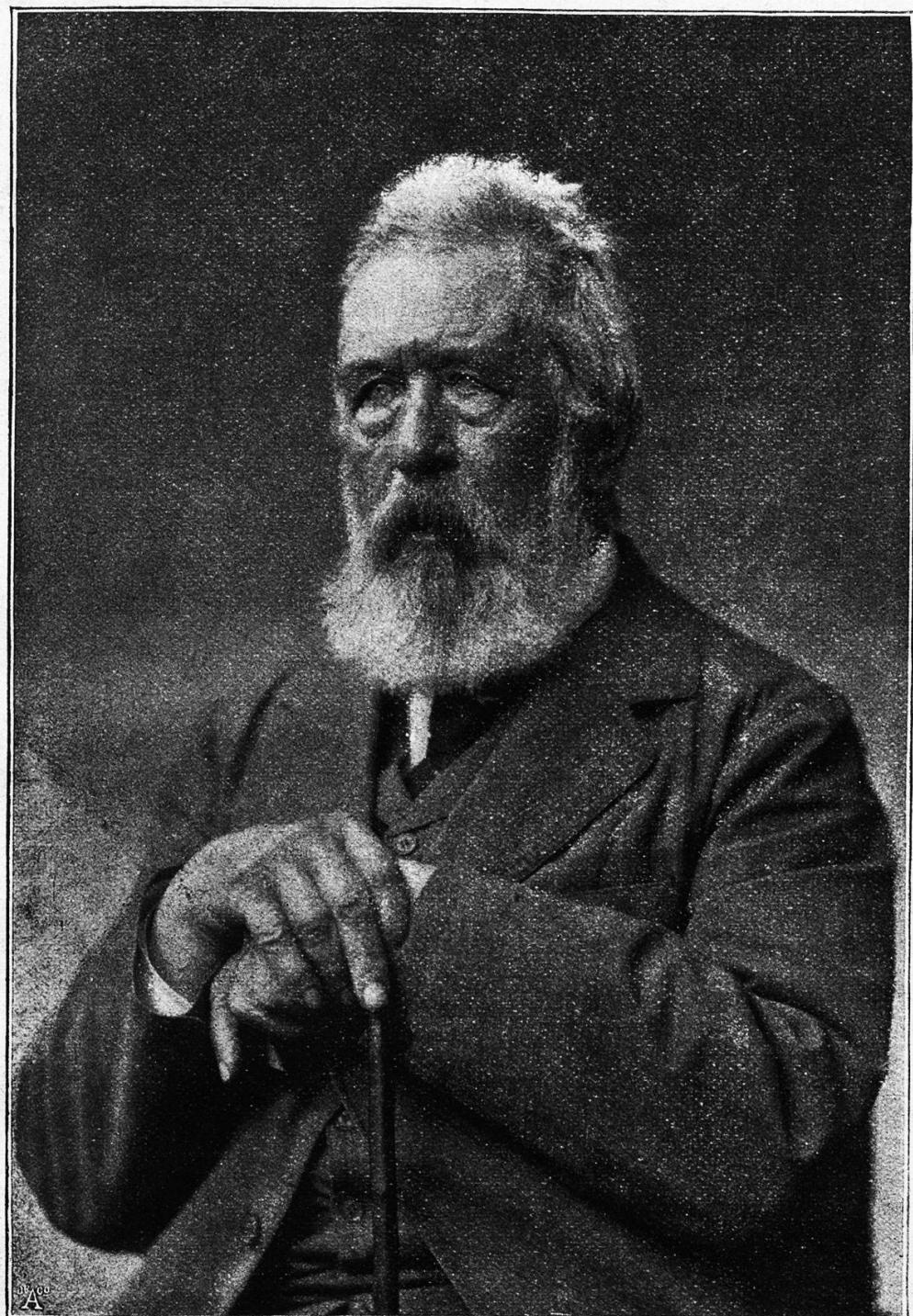
Geldnot ein kleines Sämmchen geborgt, um es der Deutschen einzuhändigen. Die zwei silbernen Serviettenhalter, die sie dafür erhalten, reuten sie töglich; denn auch diese waren ihr, wie alles andere, unwiederbringlich entrissen.

Feierlich wie zu einem Leichenbegägnis langten endlich unter Hinkeldeis Leitung die Freunde an; es war ihnen schon ein sehr übles Zeichen, daß Elias der Gesellschaft nicht entgegenkam, drum hielten sie es für passend, zuerst in der Gaststube bei einem tröstlichen Frühtrunk nähere Erfundigungen einzuziehen.

Da lautete es indes ganz anders als man erwartet hatte; ein Richern war die Antwort auf die Frage, wie sich die sterbende Ewigmeierin befindet. Liesi erklärte dagegen, der Herr Ewigmeier sehe selbst aus wie die böse Zeit, es sei gut, wenn ihm die Stadtherren wieder ein wenig auf die Beine hülfern. Das Mädchen ward beordert, droben die Ankunft der Freunde zu melden; sie brachte den Bericht zurück, Herr Ewigmeier lasse alle herzlich grüßen, er werde nach dem Essen herunterkommen. Hinkeldei schüttelte den Kopf, Cyprian tat desgleichen und Knops nicht anders.

Man setzte sich zum Essen. Es konnte nicht fehlen, daß das große Gänswyler Tagessereignis heute um so mehr zum Gegenstand des Gesprächs erloren wurde, als man nun Stadtgäste hatte, denen man die ganze Historie mit allen Details auftischen konnte. Da klärte sich Rosinens Krankheit mehr und mehr auf. Statt der Josephine Nelke wurde sie nun Hauptperson; die Anekdoten kamen zu Dutzenden. Die Stimmung war durchaus nicht eine solche, als spräche man von einer Sterbenden; da waren schließlich die drei Bundesgenossen des Elias auch nicht faul; der Wein löste ihnen die Zungen, und sie gaben ihrerseits manches Stücklein zum besten. Beim Dessert angelangt, fühlten sie sich schon so weit aufgeklärt, daß sie des Freundes namenlose Schwäche aus Rosinens lamentabler Sterbegeschichte herausfühlten; sie schonten nun auch ihn nicht mehr.

Plötzlich stand er unter der Saaltür, blaß und übernächtig, während das Kleebatt der Freunde von Weinlaune strahlte. Hinkeldei kommandierte ihn an den Tisch und schob ihm das volle Glas in die Hand; die übrigen alle begrüßten ihn und nötigten ihn zum sitzen, zum trinken, zum plaudern. Es kam ihm so ungewohnt vor, nach den zwei Schreckentagen und der schlaflosen Nacht plötzlich wieder im Kreise der Freunde und in fröhlicher Gesellschaft zu sein, daß er wie ein Thor vor sich hinstaunte. Doch nach dem ersten Schluck schon ordneten sich seine Gedanken. Als das Glas gänzlich geleert war, da däuchte es ihn, er habe ja gar keine Ursache, ein so jämmerliches Gesicht zu machen; die Frau sei ja noch



Arnold Böcklin.

Nach einer Photographie der Fratelli Alinari, fotografi, Florenz.

nicht gestorben, der Geldverlust werde ihn auch nicht unter den Boden bringen, und er habe ja noch seine treuen Freunde, die ihm zu lieb diesen weiten Weg gemacht. Das alles leuchtete ihm beim zweiten Glas noch viel besser ein. Er lachte sogar, als sie ihn ein wenig aufzogen wegen der ausgestandenen Angst; schließlich ward er so fröhlich, daß er aufs Wohl des Kleeblattes anstieß und erklärte, er habe nun doch einen großen Profit gemacht, er werde es ihnen mitteilen, sobald sie unter sich seien.

„Raus mit der Sprache!“ herrschte Knops; „sind wir denn da herausmarschiert, damit du den Verschwiegenden spielst? Die Frauenzimmer da kennen dich und deine Teuerste mehr als du meinst; es schadet gar nichts, wenn sie auch einmal was Gutes von dir hören.“

Nun vertraute Elias mit seligem Lächeln der ganzen Gesellschaft das Geheimnis an, daß Rosine in Zukunft nicht mehr so geizig sein wolle; sie hätten sich gegenseitig ihre Sünden gestanden. Sie wisse alles, was mit den Kerzenfutteralen geschehen, und daß er die letzten Nüpfel nicht heimgeschleppt; auch ihr habe er alles verziehen, sie sei jetzt die beste Seele von der Welt.

„Dummkopf! Ewiger Dummkopf!“ unterbrachen ihn die Freunde, als hätten sie es verabredet.

Elias traute seinen Ohren nicht.

Die Freunde setzten ihm nun handgreiflich auseinander, daß er wieder in die Falle gegangen. Sie habe ihm nichts zu verzeihen wegen der Nüpfel, die sie gestohlen; er aber habe ihr zu verzeihen, daß sie ihn um vierhundert sauer verdiente Franken gebracht. Er hätte sie mit samt ihrer Krankheit ins Chaislein packen und heimspedieren sollen; eine so schöne Gelegenheit, einmal den Meister zu zeigen, werde er in seinem Leben nicht wieder finden. Jetzt habe er es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie ihn in Zukunft wieder unter den Pantoffel nehme. Ihre ganze Krankheit sei erdichtet und erlogen; ihn selbst habe sie frank machen wollen, damit sie ihn besser um den Finger wickeln könne.

Dem armen Elias verging jetzt Hören und Sehen.

Alle anwesenden Frauen lächelten der Predigt der Herren Beifall; selbst die Kappenzwang schien einverstanden. Nicht eine einzige Stimme erhob sich zu seinen Gunsten; der Wein schien ihm zu Eßig zu werden. Mechanisch griff er nach Hut und Stock, um nach dem Pfarrhause zu gehen. Er wankte wie ein Betrunkener.

War vorhin über ihn gelächelt worden, so lachte man nun aus voller Kehle. Ans Kegelspiel dachte heute niemand; man beschloß, den Kaffee draußen zu trinken auf der Terrasse und gemütlich weiter zu

plaudern, man werde sich ja diesen Sommer kaum mehr so zusammenfinden wie heute.

Richtig ward der Tisch auf der unter Rosinens Fenster gelegenen Terrasse mit Kaffeeservice und aller Zubehörde ausstaffiert; die Herren und Frauen begaben sich in dulci jubilo hinaus auf das kühle Plätzchen. Frau Röhrlein, während sie die Süßigkeiten aufstischte, brachte die Mitteilung, daß Madame Ewigmeier heute noch heimfahren werde; Dursli müsse das Chaislein rüsten, sie sei angezogen und packe die Effekten zusammen. Das gab abermals Anlaß, das Ehepaar zur Sprache zu bringen. Der eingebildeten Kranken gönnte man zehnfach ihren Ärger über den erlittenen Verlust, für den schwachen Gemahl hatte man nichts als ein Achselzucken; er lasse sich behandeln, hieß es, ärger als ein Pudel. Wenn ein Freund ihn zum Spaziergange abhole, so stehe der geplagte Elias schon auf Geheiß seiner Ehetreuersten oben am Fenster und rufe herab, man möchte auch die Schuhe hübsch rein machen, der Hausgang sei eben erst gescheuert worden. Eine gesprungene Scheibe seines Gangfensters sei seit Jahren mit Briefmarkenrändern zugeklebt, die er aus dem Geschäfte heimbringen müsse; und anderes mehr.

Das gab zu lachen genug. Selbst Dursli, der den Schimmel zur Stadtreise zurrüstete, unterbrach sein Geschäft mehr als einmal, um den lehrreichen Mitteilungen sein Ohr zu leihen. Liesi trug bereits Koffer und Schachteln der Reisefertigen vom obern Stock in den Hausflur, damit, sobald Elias aus dem Pfarrhause zurück wäre, nach möglichst kurzem Abschied die Heimfahrt angetreten werden konnte.

Da ward er sichtbar, der unglückliche Ehemann; langsamem Schrittes, als wäre ihm das Leben verleidet, kam er vom Pfarrhause den niedersteigenden Weg herab. Die drei Freunde machten Gesichter wie die drei Totenrichter, nur ein wenig bürgerlicher; die Frauen musterten ihn ebenfalls vom Kopf bis zu Fuß, als hätte er sich die größte Sünde zu Schulden kommen lassen.

Auf einmal streckte er, noch zweihundert Schritte vom Hause entfernt, beide Arme gen Himmel, deutend, warnend; dann schrie er auf; in der gleichen Sekunde schrie es auch droben, es war Rosinens Stimme, und als alles ausschaute, da kriegte die Gesellschaft ein Brett, einen Sonnenschirm und einen ganzen Hagel gedörter Zwetschgen auf die Köpfe. Die Kappenzwang hatte ein blaues Auge und eine zerbrochene Brille, Hinkeldei blutete aus der Nase; die meisten hatten die Kleider besudelt, denn das Porzellanservice und die Gläser mit Confituren und Honig waren ziemlich alle zerschlagen. Droben aber, mit den Locken in der

Feder des Faloufieldens verwickelt, sah man Rosinen, den Kopf über das schmale Bordächlein weit herausbeugend.

Das Rätsel klärte sich bald auf. Vor dem Fenster der Frau Ewigmeier, doch möglichst weit zur Seite geschoben, wie es Frau Röhrleinslugerweise angeordnet hatte, lagen einige Brettchen voll Zwetschgen zum Dörren auf dem Dachgesims. In früheren Jahren hatte Rosine jeweilen mit den Spatzen um die Wette gepickt; diesmal tat ihr die Wirtin den Trumpf an, die Lockspeise möglichst ferne zu halten. Nun, unmittelbar vor dem Scheiden, hatte die gute Rosine der Versuchung nicht widerstehen können; sie wollte mit dem Griff ihres Sonnenschirmchens das nächste Brettchen heranhäkeln, um wenigstens nur auch ein paar Früchte zu erbeuten. Wie sie nun am besten an der Arbeit war, sah sie in der Ferne Elias, der ihr zuwinkte, das Ding bleiben zu lassen; da geschah ihr das Malheur, daß sie sich mit den Locken am Fensterladen verwickelte, das Schirmchen fahren und mit samt dem Brett und seinem Inhalt übers Dächlein hinter auf den Kaffeetisch gleiten ließ. Je zorniger sie wurde, desto weniger konnte sie sich losmachen, und je weniger sie sich losmachen konnte, desto zorniger wurde sie.

Jetzt war Elias geheilt. Im gleichen Moment, wie er die Terrasse erreichte, erschien auch Rosine unten an der Treppe; er kam ihr gerade recht, denn die ganze Gesellschaft sollte eben wissen, daß er und niemand anders als er an der Kalamität schuld sei.

„Wer heißt denn dich deuten und winken?“ hub sie kreischend an.
Aber sie kam an den Unrechten.

„Schwatz' Madame,“ sprach er, „was sie will. Ich bin kuriert!“

„Siehst du“ wollte sie fortfahren, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. Er nahm sie gewaltsam am Handgelenk und führte sie an die Stätte ihrer Missitat; dann hielt er ihr eine lange Rede, auf die er sich seit dreißig Jahren vorbereitet hatte: „Rosine, was hab' ich von dir schon alles schlucken müssen; wie hast du mir alle Suppen versalzen! Wenn mir einmal ein Zündhölzchen nicht gleich brennen wollte und ich zwei nehmen müßte, so hast du mir's am Wochengeld abgezogen!“

„Elias!“

„Nichts ist! Jetzt ist's aus mit dem Elias, jetzt kommt der Fieremias und seine sieben Klagenlieder. Störe mich nicht! Hast mir die letzten Böhnlein zum vierten Mal aufgewärmt und weißt, daß sie mich schier umbringen; hast mir die guten, warmen Filzschuhe von den Motten fressen lassen, und ich habe frieren können. Hast mir“

„Warte nur!“

„Jetzt ist ausgewartet, Madame! Hast mich herumlaufen lassen im November, wo man keinen Hund hinausschicken sollte, im Strohhut aus Geiz, im Strohhut — ich frag' einen Christenmenschen, — im Strohhut! Und warum muß ich alle Frühjahr Glarnerthee trinken, vier Wochen lang, daß ich fast von Kräften komme? Warum? Daß du mir mein Schöpplein verbieten kannst, aus Geiz. Meinst du, ich wisse es nicht? Seit dreißig Jahren hab' ich es gemerkt; aber diese Zeiten sind herum. Den Glarnerthee schmeiß' ich heute noch in den hintern Bach.“

„Wer ist schuld . . . ?“

„Bst, Madame! Ich bin noch lange nicht fertig. Hab' ich in meinem Leben vierhundertundeinunddreißig Franken verschwindet, wie du? Einundzwanzig Napoleon ohne das Ungerade, sechsundachtzig harte Fünffrankenthaler! Hab' ich je wegen drei dürren Zwetschgen ein Porzellan-service zerschlagen! Das zahlst du aus deiner Tasche! Dafür laß ich schöne, glatte, marmorierte Adresskarten lithographieren, daß ich fürderhin nicht wieder wie der ärmste Schlucker die Kondolenzkarten so armselig am Urnentischlein schreiben muß. Merkt man was, Madame? Lithographierte Karten sag' ich, glatt, fein, nobel, das Hundert à six francs! Den Sekretärschlüssel siehst du nie mehr! Hinkeldei, du bist Zeuge! Cyprian, so wahr wir zusammen selig werden wollen, so wahr ist Elias Ewigmeier ein Mann geworden! Knops, gib mir die Hand darauf, daß du nicht ein einzig Mal mehr in deinem Leben mit mir ein Glas Wein trinkst, daß du mir keine Prise Tabak mehr gibst, wenn ich nicht ein anderer Kerl werde, ein Mann, ein eigentlicher Mann, ein ganz richtiger Mann. Ich bin's jetzt schon. Meister Röhrlein, vom Schweißberger zwei Flaschen herauf! Wir wollen ein Fest feiern. Und, Rosine, wenn du meinst, ich laß noch ein einziges Mal gesunden Leibes die Blutegel an mir saugen, damit sie lebendig bleiben, bis du wieder Krampfadern kriegst, da bist du übel beraten. Zertreten will ich das Gewürm, sobald ich heimkomme.“

Rosine machte, da sie nicht zu Worte kam, ein leidendes Gesicht.

Elias kümmerte sich wenig darum. „Dursli hat eingespannt,“ sagte er; „du hast eine schöne Heimfahrt. Ich geh' mit den Freunden zu Fuß. Die Rechnung bezahl' ich; das andere bringst du ins Reine, wenn Röhrleins am Freitag in die Stadt kommen. Im Pfarrhaus ist alles in Ordnung. Nur noch eins. Rosine, sieh, da ist ein Fünffrankenthaler, den gibst du allsogleich dem Liesti zum Trinkgeld, und das dem Dursli! Vor meinen Augen! So! Siehst du, wie sie lachen, wie sie dankbar sind!“ Rosine Ewigmeier, geborne Mulibus, wankte dem Chaislein zu. Selbst der Schimmel schien sie nicht zu ästimieren; er warf ihr einen nichts sagenden Blick zu, daß es nicht zu beschreiben ist. Liebevoll brachte Frau

Lazarus der Scheidenden, als sie allen noch schweigend zugenickt, das Sonnenschirmchen und dessen abgebrochenen Griff; dann zwicke Dursli seinen Gaul, die Chaise rollte von dannen.

Das war Rosinens letzter Aufenthalt in Gänswyl; von da an konnte sie die Landluft nicht mehr ertragen.

Die angeheiterten Freunde klopften dem Helden des Tages auf die Schulter, sie stießen an mit ihm, sie schenkten ein und ließen ihn hochleben. Auch die Frauen alle bewunderten ihn; der Landaufenthalt seiner Frau hat ihn gesund gemacht. Es lebe Gänswyl!

—————»»—————

Die Pariser Weltausstellung.

Von Karl Eugen Schmidt.

(Schluß.)

Eine auf dieser Weltausstellung zum ersten Male verwirklichte, sehr läbliche Idee ist die Einrichtung der geschichtlichen Museen, die in jeder einzelnen Sektion der französischen Abteilungen zu finden sind. Diese Museen sind wirklich im höchsten Grade interessant, und es steht zu erwarten, daß diese Idee auf künftigen Weltausstellungen beibehalten wird.

Treten wir nun unsern Rundgang durch die einzelnen Abteilungen an, dabei nur dem Hervorragendsten auf allen Gebieten Beachtung schenkend und die schweizerischen Abteilungen besonders berücksichtigend. Wir beginnen mit den elysäischen Feldern, wo die beiden Kunsthäuser errichtet sind. Beide bleiben nach der Ausstellung stehen, was nur mit Bezug auf den Kleinern ein Glück für Paris zu nennen ist. Der größere ist eine unschöne Vereinigung oder vielmehr Entzweigung des alten pseudoklassischen Stils und der modernen Konstruktion von Glas und Eisen. Um eine riesige moderne Glashalle hat man eine klassische Colonnade herumgebaut; leider aber ist die Halle höher als ihre Einfriedigung und schaut unvermittelt und häßlich über die Colonnade heraus. Der bei weitem hübschere, sehr elegante kleine Palast enthält ein ungemein interessantes kunstgewerbliches Museum, worin die glänzendsten und schönsten Arbeiten, die Frankreich seit den Tagen der Römer, Gallier und Franken bis zur Zeit des ersten Kaiserreichs hervorgebracht hat, ausgestellt sind.

Alle Kirchen, Museen und Privatsammlungen haben ihre herrlichsten Schätze hergeliehen, und so ist eine Sammlung beigebracht worden, wie sie ähnlich niemals zu sehen war und auch nach der Ausstellung niemals wieder zu sehen sein wird.